


Nr. 181 Bromberg, den 10. August 1933.




Roman von Hanns Gelsam.



(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Frau von Weltersburg erschien und begrüßte ihre Gäste.

„Man hat seine liebe Last mit den Kindern," klagte sie dem Forstmeister ihr Leid, „die Marianne läßt sich nicht das geringste von ihrem Bruder sagen, und Heinz ist in letzter Zeit so schnell aufgeregt. Die beiden leben wie Katze und Hund zusammen. Ich glaube, es ist das beste, wir schicken Marianne mal für ein Jahr fort ins Pensionat."

„Ich gehe lieber heute als morgen," sagte diese trotzig, „hier auf dem öden Gut kommt man ja um vor Langeweile. Ich bin froh, wenn ich den Heinz nicht mehr sehe."

„Das ist ja schrecklich," scherzte Forstmeister Lessing, „daß Sie es so schwer hatten, hat man ja gar nicht gewußt."

Inzwischen hatte man auf der großen Wohnterrasse Platz genommen.

„Schwer hat's die Marianne wohl gerade nicht", meinte Frau von Weltersburg. „Im Gegenteil, wenn sie mir nur ein klein wenig zur Hand ginge, dann würde sie keine Langeweile bekommen. Aber sie beschäftigt sich mit nichts, lebt nur so in den Tag hinein und läßt ihren Bruder sich reichlich abquälen."

„Nun fängst du auch wieder an," sagte Marianne, „das ist ja schrecklich!" Und zu Alfred gewandt fuhr sie fort: „Kommen Sie, Herr Wenger, ich zeige Ihnen unsere Stallungen, inzwischen wird sich die Mutter beruhigt haben und der gnädige Herr Heinz eingetroffen sein."

Alfred schaute fragend Mariannes Mutter an.

„Gehen Sie nur mit, Herr Wenger, wenn Sie sich dafür interessieren, und waschen unterwegs meiner Tochter mal gründlich den kleinen Trotzkopf."

Das tat Alfred nun zwar nicht, sondern berichtete, während sie den breiten Gutshof überquerten, von seiner bevorstehenden Übersiedlung nach Duisburg.

Marianne war auf das Tiefste erschrocken.

„Nun verläßt du mich auch", sagte sie mit zitternder Stimme, und die Tränen traten ihr wieder in die Augen. „Jetzt habe ich niemand mehr hier, der zu mir hält."

„Aber Marianne," tröstete Alfred sie, „wer wird denn gleich so verzagt sein. Du hast doch deine gute Mutter noch bei dir. Hast du es denn wirklich so schwer?"

Da hing sich Marianne in seinen Arm und schluchzte: „Fred, bleib' bei mir!"

Sie standen jetzt am Gartenrand bei einer von dichtem Strauchwerk umgebenen Laube. Alfred zog Marianne mit zur Laube hinein, um sie den Blicken der im Hofe beschäftigten Gutsarbeiter zu entziehen. Dann zog er das haltlos weinende Kind, das nun in seinem Schmerz so gar nichts mehr von einem Kinde an sich hatte, zu sich.

„Nun schütte mir mal dein Herzchen aus, Kleines", sagte er fast väterlich. Da schmiegte sie sich fest an ihn, blickte zu ihm auf und wiederholte leise: „Bleib' bei mir, Fred!", und fügte kaum hörbar hinzu, „denn ich hab' dich so lieb!"

Da küßte Alfred Wenger den zuckenden Mädchenmund, und Marianne duldete und erwiderte zum ersten Mal seine Liebkosungen.

Dann aber erzählte sie, berichtete von einer wunderschönen Kinderzeit, da ihr der gutmütige Vater jeden Wunsch erfüllt habe, und von seinem Tode, der als erster großer Schmerz ihre bisher vom Leid verschonte Seele getroffen hatte.

In bitteren Anklagen erging sie sich gegen den Bruder, der sich nach des Vaters Tod als Herr aufspielte, und dessen Wünschen und Befehlen sich alle, auch die Mutter, zu fügen hätten. Noch jahrelang mit dem Bruder unter einem Dache zu leben, nein, das hielt sie nicht aus.

Alfred Wenger hörte ernsthaft zu, und dann sprach er in ruhiger und beruhigender Weise zu ihr, suchte ihr klar zu machen, daß ihr augenblicklicher Kummer, an dem Leid so vieler anderer Mitmenschen gemessen, ja gar nicht mehr so groß erscheine.

Und ein Zusammenleben mit dem Bruder sei doch auch nur noch für eine begrenzte Zeit erforderlich. Der Vorschlag der Mutter, ein Pensionat zu besuchen, der vielleicht noch gar nicht ernsthaft gemeint war, wäre doch sicher zu überlegen.

So redete er mit liebevollen Worten auf sie ein, und bald waren die Tränen versiegt und ein mattes Lächeln kam wieder zum Vorschein.

„Denk' dir, Marianne," sagte Alfred, „in wenigen Wochen bist du 17 Jahre, und wenn du zum Winterhalbjahr ein Pensionat aufsuchst und dort ein ganzes Jahr aushältst, dann bist du schon 18 alt. Und in einem Pensionat, in dem du unter gleichaltrigen Freundinnen bist, vergeht dir die Zeit sicherlich wie im Fluge. Und nun wollen wir schleunigst zurückkehren zu den anderen und uns des heutigen Beisammenseins freuen."

Mit einem innigen Kuß wurde das kurze Alleinsein in der Laube beschlossen. Langsam kehrten sie über den Hof zum Gutshause zurück.

„Fred," sagte Marianne unterwegs, „Was ist nun, da du weggehst, mit unseren schönen Stunden geworden?"

„So darfst du nicht denken, Kleines", erwiderte Alfred. „Schau in die Zukunft und frage, was wird aus unseren schönen Stunden werden? Mir ist, als ob mal jemand gesagt hätte, jeder Abschied sei das Maß für das Erlebte. Was schön war, gewinnt durch ihn, was gut war, wird durch ihn zum Heiligtum. Nicht Klagelieder, sondern Dankpsalmen sind die Musik des Abschieds von dem, was uns lieb war.

Darum blicke nicht zurück, sondern vorwärts, wenn du Abschied nimmst, Liebste!"

*

Auf der Wasserkuppe in der Rhön herrschte Hochbetrieb. Der erste schöne Sommersonntag innerhalb des 14tägigen Rhön-Segelflug-Wettbewerbs war gekommen, da strömte alles aus der näheren und weiteren Umgebung, was sich für diese einzigartige Flugveranstaltung interessierte, nach dem Städtchen Gersfeld hinaus, um von hier aus die Höhen der Wasserkuppe zu gewinnen.

Sobald ein Zug, von Fulda kommend, in den Bahnhof Gersfeld einlief, ergoß sich der ganze Menschenstrom durch die winkligen Straßen und Gäßchen der Stadt, und dazwischen hupten ohne Unterlaß Autos und Autobusse, die alle dicht besetzt waren. Wer nicht gut zu Fuß war, suchte den Marsch nach der höchsten Erhebung in der Rhön nach Möglichkeit zu vermeiden.

„Wandern ist gesund", hatte Forstmeister Lessing gesagt und damit erreicht, daß auch Alfred Wenger, Dr. Krawel mit seiner Frau und Amtmann Kalbach zu Fuß mit zur Wasserkuppe emporstiegen.

Unterwegs beim Aufstieg überholte man hier und da Segelflugzeuge, die, auf leichte Startwagen gesetzt, den beschwerlichen Weg zum Starthang zurückgezogen wurden.

Lachende, sonnengebräunte Segelflugschüler schafften so ihre Gleitflugzeuge wieder zum Berge hinauf, um gleich nach der Ankunft oben die Maschine mit ihren kräftigen Fäusten mit Gummiseilen in die Luft zu befördern.

Beim Höhersteigen sah man am Westhang ein buntbewegtes Bild. Ohne Unterbrechung schwebten die offenen Gleiter und die Schulungsmaschinen nach den verschiedenen Hängen, nach der Zielflagge des heißumstrittenen Zuckerfeldes oder dem Eubesattel.

An anderer Stelle tummelten sich die Prominenten der Segelflieger mit ihren Flugzeugen. Hoch in den Lüften kreiste wie ein kleiner Vogel eine Maschine in leichten Schleifen über den Hängen der Wasserkuppe.

Inzwischen konnte der Forstmeister ein befriedigendes „Es ist erreicht!" ausstoßen. Die kleine Gesellschaft war auf der Höhe des Berges angelangt.

Nach einer eingehenden Besichtigung des umfangreichen Fliegerlagers, des Fliegerdenkmals und der Schulungsplätze suchte man sich ein geeignetes Plätzchen zum Lagern. Und während man die interessanten Starts der schnittigen Hochleistungsmaschinen bewunderte, wurde den mitgenommenen Speisen und Getränken eifrig zugesprochen.

„Bin mal gespannt, wann die Weltersburger kommen", sagte der Forstmeister und schaute sich zur Straße um. Aber weder zwischen all den neuankommenden Fußgängern noch in den auffahrenden Wagen waren die Erwarteten zu sehen.

Eine Stunde hatte die kleine Gruppe gelagert, als ein reges Leben und Treiben einsetzte. Von dem neuen Streckenrekord eines Segelfliegers wurde gesprochen, der sich bereits weit über die Rhönberge hinaus über thüringischem Gebiet befinden sollte.

Wie in einem aufgestöberten Ameisenhaufen wimmelte es jetzt auf der Wasserkuppe, aber niemand wußte etwas Bestimmtes. Einmal hieß es, der Rekordflug sei noch nicht beendet, dann wieder wurde von dem bereits erfolgten tödlichen Absturz des Fliegers gesprochen. Von der allgemeinen Unruhe angesteckt, versuchte der Forstmeister mit dem Amtmann etwas Näheres zu erfahren, während Dr. Krawel mit seiner Frau und Alfred Wenger zum Wagenhalteplatz schritten, um noch einmal nach dem Verbleib der Weltersburger zu forschen.

Mit mächtigem Geräusch dröhnte ein Motorflugzeug heran. Für die Luftpolizei war es schwer, eine genügend große Fläche vom Publikum freizubekommen. Endlich setzte das elegante Flugzeug auf.

Alfred Wenger dachte unwillkürlich an seinen Flug mit Käte Holten, der in einem Flugzeug des gleichen Typs stattgefunden hatte. Wo mochte die kleine Fliegerin jetzt wohl stecken?

„Vor einer Stunde bereits verunglückt?" hörte er plötzlich neben sich Dr. Krawel einen Autobuschauffeur fragen. Und darauf die aufgeregte Stimme der jungen Frau Doktor: „Um Gottes willen, was ist denn passiert?"

Alfred horchte auf. Der Chauffeur, der wohl merkte, daß es mehr als bloße Neugierde war, mit der man ihn befragte, gab bereitwilligst Auskunft.

Kurz vor Gersfeld war das Weltersburgsche Auto mit vier Insassen gegen einen Baum geprallt und erheblich beschädigt worden. Heinz von Weltersburg, der selbst gesteuert hatte, wollte im letzten Augenblick einem kurz vor dem Wagen über die Straße laufenden Kinde ausweichen und hatte dabei die Gewalt über das Auto verloren.

Der Besitzer selbst war mit leichten Hautverletzungen davongekommen, ebenso sein Chauffeur und ein anderer Mitfahrer, anscheinend Dr. von Kamp, dagegen sei die einzige im Wagen befindliche Dame wohl ernster verletzt worden, denn man habe sie mit einem anderen Wagen sofort zum Landkrankenhause nach Fulda gebracht.

Marianne war verunglückt, schwebte vielleicht in Lebensgefahr. Alfred Wenger war auf das Tiefste erschrocken. Er mußte sofort zu ihr hin, mußte Gewißheit haben um jeden Preis.

Ohne die Rückkehr des Forstmeisters und Amtmannes abzuwarten, benutzte er ein gerade zu Tal fahrendes Auto zur schleunigen Umkehr.

Unterwegs peinigten ihn die entsetzlichsten Gedanken. Konnte es möglich sein, daß Marianne sterben mußte? Konnte dieses blühende junge Menschenleben einfach durch solch einen Zufall vernichtet werden? Vielleicht lag sie jetzt mit gebrochenen Gliedern im Operationsraum und erlitt unsagbare Qualen. Und nichts, gar nichts konnte er helfen, ohnmächtig mußte er abwarten und untätig sein Liebstes leiden sehen.

Was aber auch geschehen war, wenn sie ihm nur erhalten blieb, dann wollte er zu ihr halten und sie stets mit seiner innigen Liebe umgeben und pflegen.

Für Geld und gute Worte brachte ihn das Auto nach Fulda direkt zum Landkrankenhause. Hier fragte er nach Heinz von Weltersburg. Er traf ihn mit Dr. von Kamp zusammen. Beide trugen Verbände an Händen und Kopf, aber es waren nur leichte Schnittwunden, die sie davongetragen hatten.

Über Mariannes Befinden war noch nichts Bestimmtes zu sagen. Die Ärzte hatten bei einer Untersuchung keinerlei Knochenbrüche festgestellt. Aber ein Nervenschock gab zu Bedenken Anlaß. Jetzt eben hatte der schleunigst herbeigerufene Chefarzt die Behandlung übernommen.

Auf das Ergebnis wartete Heinz von Weltersburg. Er wollte dann sofort zum Gut fahren und die Mutter benachrichtigen. Alfred ließ sich von Dr. von Kamp den Hergang des Unglücksfalles schildern. Dabei hörte er jedoch nur halb zu. Auf jedes Geräusch lauschte er, bei jedem Schritt draußen im Flur horchte er auf. Wann würde er Gewißheit erhalten?

Endlich erschien der Chefarzt. Sofort fragte Heinz von Weltersburg nach dem Befinden seiner Schwester. Da hörte Alfred denn, daß Marianne eine Gehirnerschütterung und leichte Hautabschürfungen davongetragen hatte. Von einer Lebensgefahr war keine Rede mehr. Und nun müsse sie Ruhe haben, unbedingte Ruhe.

Noch verschiedene Fragen stellte der Bruder an den Arzt, aber Alfred hörte nicht mehr hin. Marianne würde nicht sterben, sie würde völlig genesen und ihm erhalten bleiben.

Dankbaren Herzens wiederholte er sich immer wieder diesen einzigen Gedanken. Selbst in später Nachtstunde, da Alfred längst in seinem Zimmer war und keinen Schlaf finden konnte, erfüllte ihn diese Gewißheit mit zuversichtlicher Freude. (Fortsetzung folgt.)

---

# Der Türkenbrand.

Erzählung von Gustav Renker-Langnau.

Auf einem Berge östlich von Wien steht ein Bauernhof, der heißt „Der Türkenbrand". Man sieht von dort aus weit ins flache Ungarland hinein und im Westen bei klarem Wetter hinter den Höhenzügen eine feine Nadelspitze. Das ist der Turm von St. Stephan im Herzen der großen Stadt. Hinwiederum erblickt der Türmer bei klarem Sonnenuntergang ein fernes Blitzen und Glitzern und weiß, daß er das

Sonnenspiegeln in den Fenstern des „Türkenbrand" gewahrt. Der Hof ist alt, aber sein Holz ist glatt, fest und hell, als wäre es erst in diesem Jahr geschlagen. Nur im Winkel der Wohnstube, wo unter dem Bildnis des Gekreuzigten das Öllämpchen brennt, ist in die saubere Wand ein Balken gefügt, schwarz und halbverkohlt. Es steht aus, als wäre hier einmal ein Feuer ausgebrochen und gelöscht worden, ehe es weiter um sich greifen konnte. Das ist aber keineswegs der Fall; der verkohlte Balken stammt von einem anderen Hause, das einmal an dieser Stelle gestanden hat. Damals hieß der Hof noch nicht Türkenbrand.

Es war im Jahre 1683. Eine unheimliche, schwarze Nacht lag über dem Lande, und nur fern im Osten war ein schwacher Lichtschimmer der Wienerstadt. Der Wind fuhr über Busch und Heide, brauste gewaltig im nahen Wald, und hundert gespenstige Laute waren wach. Im Bauernhof, den man dazumal nach seinem Besitzer „beim Aschauer" nannte, zitterte ein schmales Licht unter den Stößen des Sturmes, der durch Ritzen und Fugen drang. Zeitweise öffnete sich die Tür und der alte Veith Aschauer trat heraus.

Die Finsternis stand wie eine Basaltwand um den einsamen Hof, aber des Alten Augen und Ohren schienen sie zu durchdringen, so wie der sichernde Hirsch um sein gehetztes Leben bangt. Immer wieder hatte der Aschauer in die Weite geschaut, und nun war eben Mitternacht vorbei, als sich im Tobel unter dem Hof ein stöhnender Laut aus der Wirrnis der Sturmnacht löste. Es war ein dumpfer, keuchender Hornruf, dem entfernter ein anderer antwortete. Auch brechendes Geäst knackte, ein gurgelnder Ruf kam von dort, wo der Hang steil, mit dornigen Sträuchern bewachsen, zum Tobel niederging.

Veith Aschauer hörte das und die Spannung, die seine Züge seit zwei Tagen versteint hatte, ließ plötzlich nach. Er verschwand in dem gedeckten Gang zwischen Haus und Scheune. Eine Weile war es ganz still, nur die Tür des Stadels hatte geknarrt. Dann kniete der Alte vor dem Herrgottswinkel in der Stube und betete so versenkt, daß ihn erst Poltern und Tritte vor der Haustür aufrissen. Er stand auf und sein Gesicht war ruhig wie ein Herbstabend. Zur Tür schritt er, die Fackel in der Hand, und riß mit starkem Ruck den Flügel zurück. „Was haut ihr so an die Tür? Sie ist ja offen."

Wilde, braune Gesichter starrten ihn an, geblendet vom plötzlichen Licht. Eisen blinkte auf, grelle Farben schlugen aus bunten Turbanen. Mit heiserem Schreien drängte ein Haufen fremder Menschen in das Haus, Panzer rasselten, und wie blaue Blitze funkelten einige Krummsäbel über das Haupt des Bauern. Der neigte den weißen Scheitel, als hätte er nichts anderes erwartet und sah erstaunt auf, als ein herrischer Ruf die Säbel in der Luft erstarren ließ. Ein hochgewachsener Mann, dem eine fürchterliche Narbe über das Antlitz schründete, trat heran und packte Veith Aschauer hart an der Brust.

„Was tust du hier?" fragte er in brüchigem, schnarrendem Deutsch.

„Ich bin der Bauer, und das ist mein Haus!"

Der Türke ließ seine Augen ängstlich in jeden Winkel tauchen, als befürchte er, daß Stuben, Speicher und Ställe plötzlich eine Schar Gewappneter ausspeien würden. „Alles ringsum ist geflohen — Narr du, weshalb bist du geblieben?"

„Wird wohl einen Sinn gehabt haben, Türk', erwiderte der Alte und machte sich mit einem Ruck frei.

Der muselmanische Hauptmann ließ ihn. Standen doch die Panzerreiter ringsum, noch immer hingen die Säbel in der Luft und der Mord glitzerte in schmalen Orientalenaugen.

„Einen Sinn? Wenn du glaubst, du kannst jetzt gehen und Botschaft tragen nach Wien, daß der Türk' kommt, dann irrst du!"

„Botschaft wird kommen!" Geheimnisvoll lächelte der Alte.

„Von dir, he?" Ein Wink und etliche zähe Janitscharenfäuste verklammerten sich an ihm. „Wir sind da", fauchte der Türke, „was am Wege steht, stirbt!"

Aschauer nickte.

„Du auch. Oder willst du dich allein dem Heer des Kara Mustapha entgegen stellen?"

Wieder das gleichmütige Nicken. Der Janitscharenhauptmann prallte zurück. „Wer bist du?"

„Der letzte deutsche Bauer — oder der erste, wenn du willst. Von hier an beginnt Hungarien. Dort aber" — sein Arm bog sich dem Westen zu — „dort ist das deutsche Land. Weithin. Du weißt gar nicht, Türk', wie weit."

„Wir werden es zertreten, wie wir dich zertreten. Der Türk' kommt über die Welt."

„Wohl, mich werdet ihr zertreten, das weiß ich. Aber was ist der eine, wenn die anderen leben?" Seine Falkenaugen bohrten sich hart in des Türken schiefe, glitzernde Augen. „Das verstehst du nicht, Janitschar, was? Ihr seid wie die Heuschrecken, schwärmt über Länder hin und habt in keinem Schwertstreich, den ihr führt, irgendeinen Sinn. Bei uns ist das anders, und darum wird euch das Land und das Volk, das dort drüben ist, das Genick brechen!"

Der Hauptmann stieß ein unbändig grobes Lachen aus und hieb sich auf den Schenkel, als hätte er den besten Spaß gehört. Dann wieder sah er mißtrauisch den Bauer an. „Lebst du ganz allein auf dem Hof?"

„Jetzt schon. Mein Sohn und sein Weib sind mit den Kindern in die Mauern Wiens geflohen. Dort wartet man mit Pech, siedend Öl und Karthaunen auf euch."

„Wir werden die Wiener im Schlaf überrumpeln. Weg da mit der Fackel vom Fenster!" herrschte er den Bauer an. „Wenn du ein Zeichen zur Stadt gibst, lasse ich dich lebendig in Stücke hauen!"

Der Bauer senkte gleichgültig die qualmende Pechstange. „Da müßt' schon ein ander Feuer her, wenn es der Türmer von St. Stephan sehen sollte. Ein riesiger Holzhaufen, oder gleich ein ganzer Bauernhof. Dann würden die zu Wien wissen, daß der Türk' nur mehr einen Tagesmarsch von den Bastionen entfernt ist. Was meinst dazu, Hauptmann?"

Der Janitschar lachte unsicher. Etwas unheimlich war ihm die Ruhe des Alten, der da unter den hochgereckten Krummsäbeln stand. Gespenstisch, schicksalhaft schien ihm dieses hartlederne Bauerngesicht im unruhigen Flackerschein der tiefgehaltenen Fackel.

„Ein Narr wirst du sein und dein eigen Haus anzünden."

Veith Aschauer zuckte die Achseln. „Was wäre daran? Haus und Hof vergehen, aber die Erde bleibt und der deutsche Bauer lebt!"

Tückisch funkelten gelbe Augen. „Du wirst nicht mehr lange leben."

„Kann sein. Ich bin alt. Nach mir werden wieder Bauern kommen, wenn ihr schon längst vertrieben seid in euer steiniges Kleinasien hinab. Die Äcker, die jetzt eure Pferdehufe zertrampeln, werden wieder Furchen haben und Getreide wird wieder wachsen."

„Halt's Maul, alter Schwätzer! Was soll das Reden?"

„Hab's schon gesagt: es hat alles seinen Sinn. Wirst es bald merken, Türk'."

Der Janitschar rüttelte den alten Mann. „Was Sinn? Versteh dich nicht. Sag's, oder . . ."

Der Bauer wehrte sich nicht; wie eine Gliederpuppe flog er in den Fäusten des riesigen Kriegsmannes hin und her. Nur seine Augen waren lebendig, hingen am Fenster und schienen etwas zu suchen. Bangend zuerst, allmählich aber aufleuchtend in erfüllter Gewißheit.

Ein roter Schein war draußen aufgesprungen, purpurne Wellen brandeten über die Wiese, brachen sich am schwarzen Steilufer des Waldrandes. Da stiegen vor dem Haus Rufe empor, neue Krieger drängten sich durch die Tür und schrien ein Wort, das der Bauer nicht verstand und dennoch begriff.

Feuer!

„Hat lang' gebraucht, bis es sich durchgefressen hat vom Heuboden zum Dach. Jetzt könnt ihr's nicht mehr löschen bei dem Sturm. Und in Wien wissen sie . . ."

Des Alten Worte erstickten im Wutgeheul der Türken, im Niederkrachen der krummen Säbel. — — —

Es steht ein Hof im österreichischen Lande, dort, wo die letzten deutschen Worte erklingen. Und ein verkohlter Balken erinnert an den Türkenbrand, da ein deutscher Bauer starb. Das sind gerade 250 Jahre her.

# Der lütte Bootsmann.

Skizze von **Fritz Gallinger**-Berlin.

Klein ist alles auf der „Andromeda", was nicht gerade Laderaum heißt. Klein ist die Kapitänskajüte, das Kartenhaus; klein sind die Offizierskammern, klein der Meßraum und die Kombüse. Aber die Spitzenleistung stellt doch die Bootsmannskammer dar. Eine Koje mit ein paar Schubladen darunter, ein kleiner Schrank und ein Miniatursofa bilden das Mobiliar. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Der Tisch hängt mit Scharnieren an der Wand und ist meist hochgeklappt, um den Weg zur Sitzgelegenheit frei zu geben. Heute befindet er sich in waagerechter Lage und seufzt schwer unter der Last all der Gläser mit eingemachten Früchten. Die auf dem Sofa sitzende Frau des Bootsmannes hat sie herbeigeschleppt. Sie zieht die Füße ein wenig an sich, denn draußen waschen sie Deck, und das Wasser gurgelt lustig durch das kleine Speigatt in die Kammer herein. Die Tür steht weit offen und läßt das Hafenbild überblicken. Plötzlich ist die Aussicht versperrt. Einen langstieligen Piassavabesen in den Fäusten, steht der Bootsmann im Türrahmen und beginnt das Wasser aus der Kammer herauszuschaffen. Nachdem sie einigermaßen trocken ist, steigt er über den Süll. Die Frau will ihren Sitz räumen, doch mit einer Zartheit, die man dem Riesen mit den groben Arbeitshänden nicht zugetraut hätte, drückt der Bootsmann sie nieder und sagt: „Bleib ruhig sitzen, Deern!" Dann beginnt er, die Gläser bedächtig in ein Schubfach zu verstauen.

„Ist es genug, Schorse, wird es wohl für die Reise reichen?"

„Mehr als genug", antwortet der Mann, und fährt sein sacht über das Haar der Eheliebsten. Dann reißt er geschäftig den kleinen Schrank auf, deutet auf ein paar Flaschen und sagt: „Guck mal hier, Mädchen!"

„Lieber Himmel, Sekt! Was soll denn der, Schorse?"

„Das sind ein paar Flaschen Schampus; die sollen Salut fallen, wenn der lütte Bootsmann ankommt."

Die Frau errötet tief. Sie plaudern dann ein wenig, bis einer der Matrosen hereinruft: „Der Lots' ist eben an Bord gekommen. Es geht los!"

Bei dieser Meldung strafft sich der Körper des Seemannes. Gewaltsam unterdrückt er die Wehmut des Abschieds: „So, Doramädel, nun geh' heim und gräme dich nicht! Und wenn der lütt' Bootsmann eher da ist als der große, dann grüß' ihn schön von seinem Vater."

Das Doramädel steht noch lang auf dem Pier. Lacht und winkt, damit ihr großer Junge auf seine Seemannsfrau stolz sein soll. Als aber der Dampfer weit den Strom hinab ist und sie allein auf der Spitze des Höftes zurückbleibt, überkommt sie der Abschiedsschmerz, und leise vor sich hinweinend, dennoch von einem unsäglichen Glücksgefühl durchströmt, macht sie sich auf den Heimweg.

Die „Andromeda" macht gute Reise; wirft sich mit ihrer starken Brust den grauen Wogen der Nordsee und des Kanals entgegen, zankt sich ärgerlich mit den Dwarsseen der Biskaya herum und gleitet stolz wie eine Königin durch die Gibraltastraße in das Mittelmeer.

Überall, wo es Post gibt, erhält der Bootsmann seinen Brief. Dann stehen die andern an der Tür: „Was macht der lütte Bootsmann?" — „Wie heißt der Stammhalter?" — „Noch nix im Trockendock angekommen, Schorse?"

Der Bootsmann aber lacht. Zwar nicht ganz so, als wenn er mit seinen Jungens in den Masten umherturnt und Ladegeschirr aufriggt oder wenn wilde Seen ohnmächtig auf den Lukendeckeln trommeln — aber immerhin: er lacht. Als die „Andromeda" in Alexandrien einläuft und der Makler einen Batzen Post an Bord bringt, singen die Jantjes im Chorus: „Schampus klar, Schampus klar, unser lütter Bootsmann ist angekommen!"

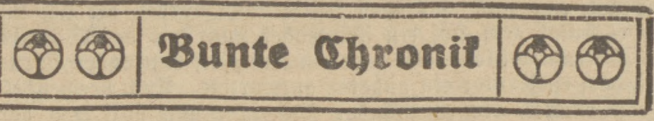
Doch diesmal ist kein Brief für den Bootsmann dabei. Nach ein paar Tagen geht es auf die Heimreise. Bis hinter Malta klappt alles tadellos. Dann aber wird die Mittellandsee böse. Drei bis vier Meilen Fahrt ist alles, was die „Andromeda" herausholt. Der Bootsmann sitzt und grübelt und liest alle Briefe von daheim zum so und so vielten Male. Dann und wann kommt einer der Decksleute und fragt um Arbeit.

„Kannst mal die Einmachgläser auswaschen", sagt er zu dem blonden Altonaer Jungen. Doch als dieser mit den Gläsern abziehen will, heißt es: „Laß nur, Junge, ich werde sie morgen selbst rein spülen. Was der Mann selbst macht, freut die Frau am meisten."

In der Nacht gibt es plötzlich steif zu tun. Ein ungestümer Brecher zertrümmert die Tür der Bootsmannskammer, drückt die Planken des Reservebunkers ein und verschwindet mit dem Backbordboot auf Nimmerwiedersehen. Das muntert den Bootsmann auf. Gegen Morgen schlüpft er wieder in die Koje und träumt von Kirschgelee und Aprikosenkonfitüre, von weißem Bettzeug und Filzpantoffeln, von einer rundlichen Frau und einem allerliebsten Bengel. In Algier, beim Bunkern, gibt es noch einmal Post, und diesmal geht der Bootsmann nicht leer aus.

Und nun gibt er zum Besten. Stößt an mit dem Koch und dem Steward, den Matrosen und den Heizern. Pumpt dem dritten Ingenieur, diesem alten Mucker, und dem zweiten Steuermann, diesem unverbesserlichen Geizkragen, einen gewaltigen ein. Und der Kapitän läßt es sich nicht nehmen, seinem Bootsmann einen uralten Korn zu kredenzen. „Auf das Wohl Ihrer Frau, Bootsen!" Der zweite Schluck geht auf des Bootsmannes Gesundheit. Beim dritten aber fragt der Schiffer: „Aber wie heißt denn nun der lütte Bootsmann?"

Da lacht der Schorse-Bootsmann, als solle er bersten: „Heißt Sophie, Kaptein! 's ist ja doch 'ne Deern!"

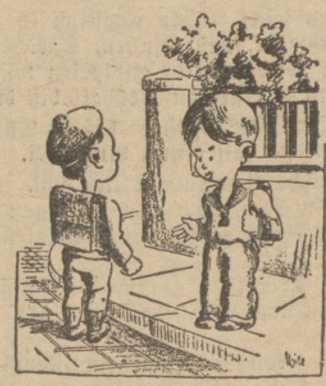



**Bei lebendigem Leibe begraben.**

Spielende Kinder die sich am Strande des englischen Seebades Ostend tummelten, machten einen grausigen Fund. Einen halben Meter unter dem losen Sand vergraben lag die Leiche einer jungen Frau, deren Gesicht in schrecklicher Todesqual verzerrt war. Die polizeilichen Ermittlungen ergaben, daß es sich um die 31jährige Schneiderin Margarete Cheyns aus Ostend handelte, die schon seit längerer Zeit vermißt wird. Es gelang der Polizei, als Täter eine Schmugglerbande zu ermitteln, von deren dunklem Treiben die junge Frau Kenntnis hatte. Um die unbequeme Mitwisserin zu beseitigen, wurde Frau Cheyns eines Tages entführt und an einer abgelegenen Stelle des Strandes ermordet. Die ärztliche Untersuchung ergab, daß die Unglückliche bei lebendigem Leibe begraben worden war. In der Mundhöhle und tief in der Kehle der Toten wurden Sandspuren festgestellt, sie muß also bis zum letzten Augenblick versucht haben, um Hilfe zu schreien. Erst durch die schweren Sandmassen wurde sie erstickt. Vier Mitglieder der Verbrecherbande sind bereits hinter Schloß und Riegel gebracht worden, den übrigen ist man auf der Spur.




**Der inkonsequente Lehrer.**



„Was sagst du dazu? — Gestern sagt er: vier und fünf ist neun. Und heute behauptet er: sechs und drei soll neun machen."

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.